

Hochheimer Stadtanzeiger

Neuer
Amtliches Organ
d. Stadt Hochheim



Druck: Dienstage, Donnerstage, Samstage (mittels. Beilage) Druck u. Verlag, verantwortliche Schriftleitung: Heinrich Dreisbach, Hochheim, Telefon 30. Geschäftsstelle in Hochheim: Massenhermelstr. 25, Telefon 57.

Anzeigen: Sollten die Gekoppelte Zeitzeile oder deren Raum 12 Zeilen, auswärts 15 Zg., Reklamen die Gekoppelte Zeitzeile 30 Zg., Bezugspreis monatlich 1.— Rm. Postkonten 168 67 Frankfurt am Main.

Nummer 16 Samstag, den 6. Februar 1932 9. Jahrgang

Rückblick

Die großen innerpolitischen Entscheidungen reizen jetzt ungemein. Die erste davon ist die Wahl des Reichspräsidenten. Man kann annehmen, daß der Reichstag, der den Wahltermin festzusetzen hat, den 13. März als Tag der Wahl bestimmen wird. Der unter Führung des Berliner Oberbürgermeisters Dr. Sahm stehende Ausschuss für die Wiederwahl des derzeitigen Reichspräsidenten ist inzwischen mit einem Aufruf an die Öffentlichkeit getreten. Es heißt darin, daß Herr von Hindenburg als Volkskandidat aufgestellt werden soll, und die Wahlberechtigten werden ersucht, ihre Unterschriften zur Unterstützung der Kandidatur zu geben. Aus dem Aufruf ergibt sich, daß Hindenburg bis jetzt noch keine Zusage gegeben hat, wieder zu kandidieren. Der überparteiliche Ausschuss hofft aber auf eine solche Zusage, wenn die Unterschriftensammlung einen überwältigenden Vertrauensbeweis für den jetzigen Reichspräsidenten ergibt, der ja in allen Volksschichten und Parteien höchstes Ansehen genießt. Was die politischen Parteien angeht, so liegen, soweit wir sehen, Zustimmungserklärungen zur Kandidatur Hindenburgs bis jetzt vor vom Zentrum, der Bayerischen Volkspartei, der Deutschen Volkspartei, der Wirtschaftspartei, dem Christlichsozialen Volksdienst und der Staatspartei. Nationalsozialisten und Deutschnationale haben sich noch nicht endgültig geäußert. Bei den Nationalsozialisten scheint eine starke Strömung für die Aufstellung Adolf Hitlers vorhanden zu sein. Zur Frage der Präsidentenwahl hat auch die Sozialdemokratie noch nicht definitive Stellung genommen, man darf aber annehmen, daß sie für eine Kandidatur Hindenburgs zu haben ist. Kompliziert wird die ganze Angelegenheit übrigens noch durch die in den letzten Tagen aufgetauchten Bestrebungen, den Reichstanzler zum Rücktritt zu bewegen, weil es dann auch den Parteien der Rechten möglich sei, für Hindenburg einzutreten. Diese Auffassung hat ein volksparteilicher Abgeordneter schon öffentlich vertreten. Sie stößt aber natürlich bei der Partei des Reichstanzlers, dem Zentrum, auf Widerpruch. Bis zur nächsten Woche wird Hindenburgs eigene Entscheidung vorliegen, und man wird dann die Situation bald klarer erkennen als das heute möglich ist.

In Genf ist nun die große Weltabrüstungskonferenz zusammengetreten. Wer zählt die Völker, nennt die Namen... 64 Staaten sind durch 400 Delegierte vertreten. 1700 Millionen Menschen, fast die gesamte Bevölkerung der Welt, werden durch die Genfer Versammlung repräsentiert, lagte ihr Präsident, der frühere englische Außenminister Henderson, in seiner Eröffnungsansprache. Das klingt sehr imponierend, man darf aber nicht übersehen, daß kein einheitlicher Wille die Delegierten beherrscht, so daß sich in diesem internationalen Parlament einfach das gleiche Ränkepiel wiederholen wird, das die Diplomatie nun schon seit Jahr und Tag mit der Abrüstungsfrage treibt. Im Versailler Vertrag schon hat man Deutschland die allgemeine Abrüstung feierlich versprochen, und jetzt endlich, nachdem uns die Welt — Frankreich natürlich an der Spitze — volle 13 Jahre lang an der Nase herumgeführt und ständig auf-statt abgerüstet hat, steht endlich man diese Konferenz einberufen. Wohl gemerkt: man hat nur eine Konferenz einberufen, man hat nicht etwa kurzerhand angefangen abzurüsten! Kann man es uns verzeihen, wenn wir in Deutschland bei dieser Sachlage den Verhandlungen nach wie vor mit der allergrößten Skepsis entgegensehen? Wenn wir statt Abrüstungskonferenz Abrüstungskomödie sagen? Nein, kein objektiver Beurteiler kann uns das verzeihen. Umsonst, als ja die japanischen Granaten und Fliegerbomben, die auf die chinesische Stadt Schanghai herunterkamen, zu der Eröffnungsfeier der Abrüstungskonferenz am Dienstag dieser Woche ein grausiges Begleitstück waren. So trag wie an diesem Beispiel hat sich noch selten in der Weltgeschichte der Unterschied zwischen schönen Theorien und rauher Wirklichkeit gezeigt.

Aus dem japanisch-chinesischen Konflikt ist ja nun ein Krieg geworden, auch wenn keine formellen Kriegserklärungen erfolgt sind. Japanische Truppen sind in Schanghai eingedrungen, japanische Kriegsschiffe haben die chinesische Hauptstadt Nanjing beschossen, in anderen chinesischen Hafenstädten sind japanische Seesoldaten ans Land gesetzt worden, auch in der Mandchurie sind die Japaner weiter vorgedrungen und haben die Stadt Chardin, einen wichtigen Eisenbahnknotenpunkt, besetzt. Die Chinesen haben sich davor, wo sie dazu in der Lage sind, tapfer zur Wehr gesetzt und insbesondere in Schanghai den japanischen Angriffen erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt. Japan begründet sein Vorgehen immer wieder damit, daß die Chinesen die Angreifer gewesen seien. Ganz klar sind die Zusammenhänge von Europa aus natürlich noch nicht zu erkennen, aber so viel steht fest, daß die Beschlebung chinesischer Städte und die Landung japanischer Truppen auf chinesischem Boden ein glatter Völkerverstoß ist. Auch Kriegsschuldungspakt, Völkerbund und — Abrüstungskonferenz scheinen für die Japaner nicht zu existieren. Die europäischen Großmächte und Amerika haben sich nach langem Zögern jetzt endlich zu einem energerichteren Schritt

entschlossen: Sie haben in Tokio (allerdings auch in Nanjing) die sofortige Einstellung des Konflikts verlangt. Die weitere Entwicklung des Konflikts ist noch nicht abzusehen. Soviel aber steht heute schon fest: das Vorgehen der Japaner hat auf alle gesitteten Menschen und Völker den denkbar schlechtesten Eindruck gemacht. Aber danach fragt der japanische Imperialismus und Militarismus anscheinend nicht!

In Oesterreich hat es einen Kabinettswechsel gegeben. Die Regierung ist zurückgetreten, aber der seitherige Bundeskanzler Dr. Buresch bildete wieder ein Kabinett. Es unterscheidet sich von dem bisherigen vor allem dadurch, daß ihm Außenminister Dr. Schober nicht mehr angehört. Schober hat eine klare, entschiedene deutsch orientierte Außenpolitik verfolgt. Er ist der Vater des Gedanken einer österreichisch-deutschen Zollunion, in der er die einzige Rettung für die österreichische Wirtschaft gesehen hat. Diese politische Einstellung hat ihn bei den Ententestaaten mißliebig gemacht. So hat ihn Oesterreich, das ohne Finanzhilfe der Entente ja nicht existieren kann, geopfert. Es wird aber von Wien aus versichert, daß der Kurs der Außenpolitik — Außenminister ist jetzt der Bundeskanzler selbst — nicht geändert werden soll. Nun, es wird trotz dieser löblichen Versicherung und Absicht doch einen Unterschied gegenüber dem bisherigen Kurs geben müssen. Und sei es auch nur, daß man den Ton der Politik ein wenig ändert. Der Ton aber macht ja bekanntlich die Musik!

Französischer Vorstoß in Genf.

Eine Note an die Abrüstungskonferenz. — Die „Sicherheitshefte“. — Französische Phantastereien. — Brüning spricht am Dienstag.

Genf, 6. Februar.

Der französische Delegierte zur Abrüstungskonferenz, Kriegsminister Lardieu, hat am Freitag nachmittag dem Konferenzvorsitzenden Henderson eine Note übermittelt, die in allen Einzelheiten ausgearbeitete Vorschläge Frankreichs für die Organisation der Abrüstung und der Sicherheit enthält.

Diese Note stellt den erwarteten Vorstoß der französischen Regierung in der Richtung der Festlegung der Abrüstungskonferenz auf die Sicherheitshefte dar und enthält die französische Auffassung des Sicherheitsproblems. Sie entspricht in großen Zügen dem Memorandum, das die französische Regierung am 15. Juli 1931 dem Generalsekretär des Völkerbundes zur Abrüstungsfrage übermittelte.

Der Inhalt dieses Memorandums ist bekannt: erst muß die „Sicherheit“ Frankreichs garantiert sein, dann erst kann abgerüstet werden. Da die Sicherheit aber nie garantiert wird, rüsten wir auch nicht ab. Das ist das alte Lied der Franzosen.

Das „gefährliche“ Deutschland.

Paris, 6. Februar.

Der Hauptberichterstatler des Heeresausschusses der Kammer, Bouilloux-Lafont, hat im Büro der Kammer seinen Bericht abgeliefert, der geradezu ungeheuerliche Behauptungen über Deutschlands Geheimrüstungen enthält. Der Bericht ist offensichtlich dazu bestimmt, den französischen Standpunkt in Genf zu stützen, daß Frankreich von Deutschland bedroht sei und daher nicht abrüsten könne. Es heißt darin, die deutsche chemische Industrie bereite sich auf einen chemischen Krieg vor. Die Firma Heinkel baue regelrechte Typen von Gas- und Aufklärungsflugzeugen. Junkers und Dornier bauten im Ausland Militärflugzeuge. Die Dornier-Wale und Superwale seien dafür der überzeugendste Beweis. Der Heereshaushalt gebe dem Reich die Möglichkeit, eine halbe Million Gewehre oder Schnellfeuerwaffen 1250 Kanonen, 15 000 Maschinengewehre und 1300 Flammenwerfer zu bauen. Das Reich sei außerdem an verschiedenen Bankunternehmungen beteiligt und habe sich so Geheimquellen geschaffen.

Das gleiche Ziel verfolgte es durch seine Beteiligung an gewissen Industrieunternehmungen auch im Ausland. Die Waffenfabrik von Soler in der Schweiz sei eine Filiale der Rhein-Metallwerke in Düsseldorf, und fabriziere Kriegsmaterial. Die Werkzeugmaschinenfabrik in Oerlinghausen bei Bielefeld werde fast ausschließlich von deutschem Kapital unterhalten, und die Werften von Romshorn und Altenrhein seien zum größten Teil Staatsbesitz. In Holland sei es die holländische Industrie- und Handelsgesellschaft Siderius, die Artilleriematerial für Deutschland herstelle.

Die niederländische Instrumentenfabrik in Venlo sei eine Filiale der Feilwerke. Die Flugzeugindustrie von Eindhoven in Schweden sei eine Filiale von Junkers, und die Artilleriefabrik von Bofors-Schweden eine solche von Krupp. Wenn man dieser materiellen Rüstung die moralische zur Seite stelle, so komme man zu der Schlussfolgerung, daß, wenn man in Genf einem Staate die Abrüstung aufzwingen wolle, dies nur Deutschland sein dürfe.

Man braucht diesen Phantastereien nichts hinzuzufügen, denn „man merkt die Absicht und wird verstimmt!“

Die Reihenfolge der Redner in Genf.

Berlin, 6. Februar.

Die Reihenfolge der Redner für die Generalansprache in Genf auf der Abrüstungskonferenz ist, wie deutscherseits festgestellt wird, nunmehr endgültig bestimmt. Es werden nacheinander sprechen als Erster der Engländer Simson, als Zweiter der Franzose Lardieu, als Dritter der Amerikaner Gibson und als Vierter Reichstanzler Brüning. Er werde voraussichtlich erst am Dienstag vormittag seine Rede halten.

Der Reichstanzler hatte ursprünglich die Absicht, sofort nach dem englischen Vertreter, der gebeten hatte, als Erster sprechen zu dürfen, das Wort zu ergreifen. Er hat aber, sowie er hörte, daß Lardieu vor ihm formell den Wunsch übermittelte, daß er nach dem englischen Vertreter zu sprechen wünsche und daß auch der Amerikaner Gibson Wert darauf lege, vor ihm zu sprechen, den Vertretern Frankreichs und der USA. den Vortritt gelassen.

Schwere Kämpfe in Schanghai.

Japanische Angriffe erfolglos.

Schanghai, 6. Februar.

Neue schwere Angriffe der Japaner auf die chinesischen Stellungen in der Vorstadt Chapei waren erfolglos, obwohl sie von einem Bombardement aus 15-Zentimetergeschützen und Flugzeugen unterstützt waren. Es kam zu verschiedenen Nahkämpfen in den Straßen. In dem Kampf beteiligten sich auf chinesischer Seite auch Frauen, die aus den Häusern stürzten und die Gewehre der gefallenen Soldaten aufnahmen.

Die Japaner geben ihre Verluste mit acht Toten und 27 Verwundeten an, während die chinesischen Verluste insgesamt mit 1000 Toten und Verwundeten angegeben werden. Durch Flugzeugbomben wurden verschiedene Telefonkabel nach auswärts gestört und Schanghai ist zurzeit nur noch durch die Funkstation und einen Kabel mit der Außenwelt verbunden. Die Wufang-Forts sind von den Japanern bis jetzt noch nicht besetzt worden. Durch japanische Brandbomben kamen auch innerhalb der internationalen Niederlassung verschiedene Brände zum Ausbruch, die von der Feuerwehr gelöscht werden konnten.

Zwei chinesische Bombenflugzeuge griffen das Gebäude des japanischen Oberkommandos in Schanghai an. Sie wurden stark beschossen. Von den japanischen Flugzeugen, die sofort aufstiegen, um die Chinesen zu bekämpfen, stürzte ein Flugzeug ab. Der Flugzeugführer und der Beobachter wurden getötet. Die Telegraphenagentur der Sowjetunion berichtet, daß in Schanghai auch die Tien-tsin in Folge des weiteren Vordringens der Japaner das Standrecht verhängt wurde.

Neue japanische Truppenlandung.

Nach weiteren Meldungen aus Schanghai wurde nach Landung von weiteren 1000 japanischen Marinesoldaten der Nordbahnhof von den Kriegsschiffen unter Feuer genommen.

Darauf folgte ein heftiger Kampf ein, wobei die Chinesen bisher ihre Stellungen halten konnten. Ein japanisches Flugzeug wurde von zwei chinesischen Flugzeugen, die zum erstenmal über Schanghai erschienen, abgeschossen. Der englische Kreuzer „Kent“ und sieben amerikanische Zerstörer sind am Freitag in Schanghai eingetroffen.

Es bestätigt sich, daß die Japaner in Chardin eingedrungen sind.

Geldhamsterei in Amerika.

Über 5,4 Milliarden Mark werden versteckt gehalten. — Präsident Hoover gegen das Geldhamstern.

Washington, 6. Februar.

Präsident Hoover hat sich in einem Aufruf an die Bürger der Vereinigten Staaten gewandt mit der Bitte, ihn in seinem Kampf gegen das Geldhamstern zu unterstützen. In einer Erklärung, die das Weiße Haus ausgegeben hat, werden die Führer sämtlicher Wirtschaftsverbände und sonstigen Organisationen gebeten, zu einer Besprechung nach Washington zu kommen, um über den Geldzug gegen die Geldhamsterei zu beraten.

Hoover erklärt, daß mehr als 1,3 Milliarden Dollar (über 5,4 Milliarden Mark) versteckt gehalten würden. Es ist das erste Mal seit dem Kriege, daß die Regierung so nachdrücklich die Öffentlichkeit auffordert, sich an einem „nationalen Feldzug“ zu beteiligen. Nach den Äußerungen Hoovers verlegt jeder Geldhamsterei nicht nur seine eigenen Interessen und die seiner Familie, sondern er handelt auch gegen die Allgemeininteressen. Es sei dringend notwendig, daß der Geldumlauf wieder verstärkt werde.

Auch in Deutschland!

Berlin, 6. Februar.

Wie in „Wirtschaft und Statistik“ mitgeteilt wird, war der gesamte Stückgeldumlauf am Jahresende 1931 mit 6,64 Milliarden Mark rund eine Viertelmilliarde höher

Frankreichs Goldberg.

Wenn sich auch augenblicklich die ganze Welt mit dem panisch-chinesischen Konflikt beschäftigt, so brennt dennoch der Kampf um die Reparationen unentwegt weiter. Deutlich wird und muß für eine schnelle und endgültige Lösung dieser leidigen Frage eintreten; es tut dies nicht nur in seiner selbst willen, sondern auch im Interesse einer zügigen Überwindung der alles verheerenden Wirtschaftskrise. Denn, daß nur durch die rasche Liquidation dieser lästigen Folgen des Weltkrieges das Vertrauen in der ganzen Welt wieder hergestellt werden und mithin der ganze Wirtschaftskörper wieder genesen kann, haben langum auch unsere „Gläubiger“ eingesehen — außer Frankreich. Während Italien, England und viele andere Länder für die Streichung aller Reparationsforderungen und unmöglichen Mitteln einer schnellen Lösung der Reparationsfragen, vor allen Dingen einer vollständigen Nullifizierung der deutschen politischen Zahlungsverpflichtungen, „Frankreich ist zu arm“, so hört man weiterhin die von unserem westlichen Nachbar, „um ohne entsprechende Erleichterungen von Seiten unseres Gläubigers Amerika nicht auf die deutschen Reparationen verzichten zu können.“

Wie „arm“ in Wirklichkeit Frankreich ist, zeigen uns die deutlichsten statistischen Zahlen der Bank von Frankreich — der französischen Staatsbank. Darnach beläuft sich der Goldzufluß allein in der letzten Woche auf 50 Millionen Franken, so daß der Goldbestand der französischen Notenbank nunmehr zu einer Rekordhöhe von nicht weniger als 71 000 Millionen Franken angestiegen ist. Durch diese gewaltige Goldzunahme sind Notenumlauf und Giro Guthaben der Bank von Frankreich mit mehr als 60 Prozent gedeckt, gegenüber einer gesetzlichen Mindestgrenze von 35 Prozent.

Was diese gewaltigen Zahlen bedeuten, erkennen wir erst, wenn diesen die entsprechenden deutschen Ziffern gegenübergestellt werden. So belief sich Ende 1928 der Goldbestand der Deutschen Reichsbank nur auf 2750 Millionen Mark. Infolge der allgemeinen Vertrauenskrise, welche die Kündigung fast aller ausländischen kurzfristigen Darlehen zur Folge hatte, war die deutsche Wirtschaft gezwungen, innerhalb kurzer Zeit fast 2000 Millionen Goldmark zurückzubehalten, so daß heute die Reichsbank nur noch über einen Goldbestand von 900 Millionen Mark verfügt. Da Frankreich nach seiner Inflation Ende 1928 eine Währung auf der Basis 124,2134 Franken gleich einem Goldpfund, d. h. ein Franken gleich 0,0655 Gramm Gold, stabilisierte, entspricht heute der Franken einem Werte von 16,43 Reichspfennigen, da nach der deutschen Stabilisierung die Reichsmark auf 1/2790 Kilogramm, d. h. 0,3554 Gramm festgelegt wurde. Unter Berücksichtigung dieser Umrechnung, kommen wir zu der Feststellung, daß der heutige Goldbestand der Bank von Frankreich ungefähr das elfenhalbfache des derzeitigen deutschen Bestandes ausmacht und daß Frankreich allein in der letzten Woche einen Goldzufluß erhalten hat, der fast dem fünften Teil des gesamten deutschen Goldbestandes gleichkommt.

Diese Vergleiche sprechen noch mehr zu unseren Ungunsten, wenn man berücksichtigt, daß Deutschland sich im Laufe des letzten Jahrzehnts vom Agrarstaat zu einem der bedeutendsten Industrie- und Handelsstaaten der Welt entwickelt hat und dadurch viel mehr Kapital benötigt als Frankreich, das heute noch überwiegend Agrarland ist.

Der große Reichtum Frankreichs zeigt sich auch darin, daß die Bank von Frankreich mindestens ein Drittel seines zusammengekauften Goldes vollständig nutzlos in seinen Schatzkammern ruhen lassen kann. Wie wenig es also Frankreich auf seine Kapitalanlagen ankommt: denn würde es dieses tote Kapital, rund 25 000 Millionen Goldfranken, den übrigen Wirtschaften nur zu vier Prozent Zinseszinsen zur Verfügung stellen, dann könnte es jährlich 1000 Millionen Zinsen einstecken! Doch das „arme“ Frankreich hat dies nicht nötig. Es muß diese „Opfer“ bringen, nicht nur um seiner selbst willen, sondern damit es mit dieser gehorteten Goldbarren seine machthaberische Politik, die doppelten Schaden verursacht, fortsetzen kann.

Denn nicht nur, daß Frankreich durch diese Goldpolitik Milliarden von Renten verloren gehen, entzieht es auch auch seinen Stahlkammern ruhen lassen kann. Wie wenig es also Frankreich auf seine Kapitalanlagen ankommt: denn würde es dieses tote Kapital, rund 25 000 Millionen Goldfranken, den übrigen Wirtschaften nur zu vier Prozent Zinseszinsen zur Verfügung stellen, dann könnte es jährlich 1000 Millionen Zinsen einstecken! Doch das „arme“ Frankreich hat dies nicht nötig. Es muß diese „Opfer“ bringen, nicht nur um seiner selbst willen, sondern damit es mit dieser gehorteten Goldbarren seine machthaberische Politik, die doppelten Schaden verursacht, fortsetzen kann.

Denn nicht nur, daß Frankreich durch diese Goldpolitik Milliarden von Renten verloren gehen, entzieht es auch auch seinen Stahlkammern ruhen lassen kann. Wie wenig es also Frankreich auf seine Kapitalanlagen ankommt: denn würde es dieses tote Kapital, rund 25 000 Millionen Goldfranken, den übrigen Wirtschaften nur zu vier Prozent Zinseszinsen zur Verfügung stellen, dann könnte es jährlich 1000 Millionen Zinsen einstecken! Doch das „arme“ Frankreich hat dies nicht nötig. Es muß diese „Opfer“ bringen, nicht nur um seiner selbst willen, sondern damit es mit dieser gehorteten Goldbarren seine machthaberische Politik, die doppelten Schaden verursacht, fortsetzen kann.



Todes-Anzeige

Nach einem arbeitsamen Leben verschied heute Morgen plötzlich und unerwartet meine liebe Frau, die treusorgende Mutter ihrer Kinder, unsere Schwester, Schwägerin, Schwiegermutter und Tante, Frau

Regina Lauer

geb. Treber

im Alter von 52 Jahren.

Im Namen der tieftrauernden Hinterbliebenen:

Heinr. Josef Lauer nebst Kinder
Friedrich Heinrich u. Frau

Hochheim a. M., den 4. Februar 1932.

Die Beerdigung findet Sonntag, den 7. Februar 1932, nach dem Hochamte vom Trauerhause Frankfurterstraße 4 aus statt.

Weltstimmen
Die große
Monatsschrift
für jeden
Bücherfreund
Weltstimmen

Jedes Heft 90 Pfennige
FRANKH'SCHE
VERLAGSHANDLUNG, STUTTGART
Probehefte und Prospekte von

Der gesamten Weltwirtschaft eine ungeheure Kapitalkraft. Es benötigt seinen Reichtum, um auf Staaßen, die unbedingt Geld brauchen, einen entsprechenden politischen Druck ausüben zu können. Das schönste Schulbeispiel für seine unkluge Politik sehen wir in der kürzlichen Verlängerung des 100-Millionen-Dollar-Kredit, der uns durch die Bank für Internationale Zahlungen in Basel zur Verfügung gestellt wurde. Frankreich hat nämlich für seinen Anteil nur einer Verlängerung auf die Dauer von vier Wochen statt auf ein Vierteljahr zugestimmt und dies wiederum nur unter der Bedingung, daß sich das Reich in keinem Falle der Goldausfuhr widersetzen werde, die notwendig werden könnte, um die Rückzahlung des Kredites sicherzustellen.

Daß Frankreich den Weg dieser Geldpolitik auch weiterhin beschreiten will, beweist die Erklärung des Gouverneurs der Staatsbank, daß Frankreich jetzt mehr als je zuvor entschlossen sei, den Goldstandard aufrecht zu erhalten. Darin wird aber weiter nichts zu finden sein als die Erkenntnis, daß der nun einmal eingeschlagene Weg auch weiterhin gegangen werden muß, soll der ungeheure Goldberg, der von Frankreich sowieso schon viele Opfer fordert, nicht ganz der Bedeutungs- und Wertlosigkeit anheim fallen.

Schließlich erinnern wir uns auch noch der französischen Vorhaltungen, Deutschland würde nach völliger Streichung der Reparationsschulden finanziell bedeutend besser dastehen als seine Gläubigerstaaten, da seine Inflation fast alle Staatenschulden ausgelöscht habe. Frankreich vergißt aber dabei, daß seit dieser Zeit der deutsche Staat infolge seiner großen Armut wieder gewaltige Anleihen aufnehmen mußte und hauptsächlich, daß durch die Stabilisierung seiner eigenen Währung die Goldbestände der Bank von Frankreich entsprechend der veränderten Münzeinheit eine Neubewertung erfahren haben, wodurch ein buchmäßiger Gewinn von rund 16 500 Millionen entstanden ist, der zur Tilgung der bestehenden Staatsschulden Verwendung finden konnte. „Armes“ Frankreich!

Schweres Autounglück. — Staatsanwalt tödlich verurteilt: Auf der Chaussee zwischen Rathenow und Berlin hat sich ein schweres Autounglück zugefallen. Ein Polizeiauto, das zu einer Übungsfahrt ausgefahren war und mit Staatsanwälten und Amtsgerichtsräten, sowie einem Polizeibeamten als Fahrtleiter besetzt war, geriet auf der Rückfahrt zwischen Rathenow und Berlin auf den Sommerweg und stürzte dabei um. Der Verkehrsdezernent bei der Staatsanwaltschaft 1 Berlin, Staatsanwaltschaftsrat Dr. Vettner, ist dabei tödlich verunglückt. Die anderen Insassen, Amtsgerichtsrat Dr. Cronheim, ein Verkehrsrichter, Staatsanwaltschaftsrat Dr. Wolf und Amtsanwalt Brehm, der am Steuer des Autos saß, wurden schwer verletzt.

Wochensturm im Hafen von Marseille. In einem großen Lagerstuppen im Marseiller Hafen brach ein Feuer aus, gegen das die herbeigerufenen Feuerwehre machtlos war. Die Flammen griffen auf andere Stuppen über und legten in vier Stunden nicht weniger als 14 000 Quadratmeter bebauten Fläche in Asche. Der Sachschaden beläuft sich nach vorläufiger Schätzung auf über acht Millionen Franken.

Bekanntmachungen des Stadt Hochheim am Main

Im Auftrage der Vollstreckungsbehörde werden am Freitag, den 12. Februar 1932, vormittags 10 Uhr im Rathaus hofe hier, die nachbezeichneten gepfändeten Sachen, nämlich: Ein Sofa, eine Uhr, eine Nähmaschine und ein Klavier öffentlich versteigert werden.

Hochheim am Main, den 4. Februar 1932.

Schlosser, Vollziehungsbeamter.

Durch Verhandlung zwischen der Jagdgesellschaft des öffentlichen Teiles und den Vertretern der Ortsbauernschaft ist eine Jagdpachtvermähung von 1200 RM auf 960 RM jährlich (20 v. H.) ab 1. August 1932 in Aussicht genommen. Ueber den weichen Teil ist eine Einigung nicht zustande gekommen. Ich bringe dies hiermit den Jagdgenossen zur Kenntnis mit der Mahngabe, daß gegen die angestrebte Pachtvermähung innerhalb zwei Wochen, vom 8. ds. Mts. ab gerechnet, bei mir schriftlicher Einspruch erhoben werden kann.

Hochheim am Main, den 7. Februar 1932.

Der Jagdvorsteher: Schlosser, Bürgermeister

Frankfurt a. M. Pferde - Märkte



8. Februar, 7. März, 11. April, 9. Mai,
6. Juni, 4. Juli 1932

Durchschnittlicher Auktionspreis 700 Pferde aller
Rassen auch Schlachtpferde; größte Auswahl
und beste Gelegenheit für Kauf oder Tausch.
Ein Besuch dieser Märkte ist zu empfehlen.

Der Handel Sonntags verboten.

Das Auge des Rā.

Roman von Edmund Sabott.

Copyright by R. & G. Bretter, G. m. b. H. Kassel.

Mit einem leisen Lächeln beantwortete Oppen Bernids Blick, dann sah er wieder auf seine Nachbarin, und stellte abermals fest, daß das Mädchen sehr hübsch war, es war eine jener blonden Schönheiten, deren Gesicht an die zierliche und empfindliche Partitur einer Elfenbeingemme erinnert. Ellinor war hoch gewachsen und schlank, sie mochte einundzwanzig oder zweiundzwanzig Jahre zählen, dennoch aber erschien sie älter oder auch reifer. Oppen dachte sekundenlang an Elja Karoly und sah sofort ein, daß ein Vergleich zwischen diesen beiden Frauen unmöglich war. Gegenfähr waren das, die durch nichts verbunden waren.

Bernid räusperte sich und deutete dadurch an, daß das Schweigen ihm zu lange dauerte und Oppen sagte herzlich: „Sie dürfen unsere Hilfe nicht ablehnen, Fräulein von Roth. Sie sind gewiß in einer bedrohlichen Lage, in der Sie Hilfe nötig haben, und es wäre lächerlich, wenn Sie aus irgendwelchen Gründen der Konvention oder aus einer falschen Scham schwiegen. Wir alle sind aufeinander angewiesen, und es sollte so sein, daß jeder dem anderen die Hand hinreckte, wenn es erforderlich ist. Man findet zu dreien leichter einen Ausweg, als wenn man allein steht. Versuchen Sie mich bitte nicht falsch, ich will Ihnen keine Erläuterungen oder Erklärungen abpressen, ich bitte Sie nur, mir zu sagen, ob ich Ihnen helfen kann.“

Ellinor sah Oppen mit großen blauen Augen dankbar an und versuchte ein Lächeln: „Ich weiß nicht, ob Sie mir helfen können.“

„Wir wollen es, Fräulein Roth, also können wir es

auch.“

„Ich werde Ihnen eine Last aufbürden.“

„Unfinnig!“ sagte Bernid mit Entschiedenheit.

„Nein, Fräulein von Roth.“ lächelte Oppen. „Hilfe, die wir Ihnen angeheben lassen können, wäre ja keine Last, sondern uns eine Freude.“

Schließlich hob Ellinor zögernd den Kopf und sah sie beide forschend an: „Haben Sie meinen Namen schon einmal gehört oder gelesen?“

Die beiden verneinten, und Ellinor fuhr fort: „Mein Bruder hat sich am Montag im Moabitser Untersuchungsgefängnis in seiner Zelle erhängt. Es stand in den Zeitungen mit seinem vollen Namen.“

Wieder entstand eine Pause. Ellinors Hände spielten mit den Fingern der Tischdecke. Ihr Mund zuckte, aber sie weinte nicht mehr.

„Ich lebe mit meinem Bruder seit fünf Jahren allein. Mein Vater ist als Major vor Verdun gefallen, und meine Mutter starb kurze Zeit darnach. Wir lebten in der ersten Zeit, indem wir ziemlich alles veräußerten, was uns gehörte. Dann fand mein Bruder Stellung bei einer Bank und soll dort Unterschlagungen begangen haben. Ich weiß nichts Näheres, weil ich nichts erfahren wollte, und dann hat er sich erhängt, ohne daß ich ihn noch einmal gesprochen habe.“

Ellinor schweig und forschte ängstlich in den Gesichtern der beiden. Sie war todbleich wie vorhin, als sie das Zimmer betreten hatte.

„Sie stehen also ohne Mittel da?“ fragte Bernid jählich.

„Nein, nein, durchaus nicht ohne Mittel“, gab Ellinor zur Antwort, „aber...“

„Oh“, machte Bernid nachdenklich und zerbrach sich den Kopf, wie er dem jungen Mädchen Geld geben könne,

ohne daß sie gezwungen war, es abzulehnen. Studieren Sie noch, Fräulein von Roth?“

„Nein, seit einem halben Jahre nicht mehr.“

„Haben Sie irgendeine Beschäftigung, ich meine eine Anstellung oder dergleichen?“

„Nein, Herr Bernid, ich habe mich viel um eine Stellung bemüht. Ich hatte die Absicht, Kontoristin zu werden, Laborantin, aber es bot sich nichts, ich hatte ja auch keine Zeugnisse.“

„Ja, ja“, machte Bernid und wandte sich dann an Oppen: „Sag' mal, Konni, uns wäre doch eigentlich eine Kraft im Laboratorium bitter nötig. Meinst du nicht auch?“

Oppen hatte zwar noch niemals diesen Mangel gespürt, aber er pflichtete dem Freunde bei: „Natürlich, Doll, es würde uns sehr entlasten. Wenn Fräulein von Roth uns hier aus der Klemme helfen wollte, so wäre das erträulich.“

Auf Ellinors Lippen schwebte ein Lächeln, das noch nicht glauben zu können schien.

„Also wenn es Ihnen recht ist“, begann Bernid wieder, „und wenn Sie glauben, uns ein bißchen zur Hand gehen zu können, so werden wir schon miteinander einig werden. Es wäre Ihr Amt, Ansuchen zu machen, die Ergebnisse zu registrieren und so weiter. Dort drüben — er wies mit der Hand zur Werkstatth hin — haben wir eine kleine Gießerei, in der wir hauptsächlich Aluminiumguss herstellen, aber auch andere Guss, der für die Automobilindustrie in Frage kommt. Wären Sie bereit?“

„Sie schaffen diese Stellung eigens für mich, meine Herren!“ sagte sie mißtrauisch.

Bernid lachte laut auf und Oppen hob abwehrend beide Hände.

Fidelio-Masken-Ball

An das närrische Volk Hochheim,
Sonntag Abend 8.11 Uhr großer Maskenball,
mit Preisverteilung in der Turnhalle,
Eintritt für alle Masken 70 Pfennig,
Nichtmaskierte Personen 50 Pfennig,
Erwerbslose haben Ermäßigung,
Tanzen frei bis zum Schluß,
Kassenöffnung 7.11 Uhr, Anfang 8.11 Uhr,
Hierzu ladet freundlichst ein
Das Komitee der Gesellschaft Fidelio!

Oeffentl. Maskenball

Sonntag, den 7. Februar
Montag, den 8. Februar
abends 7.11 Uhr

Im Gasthaus „zur Traube“

Eintritt frei! Inh.: R. Wilhelm

G.-V. Harmonie

Gegründet 1845 Hochheim a. M.

Am Fastnachtsonntag, den 7. Febr.
1932, abends 8.11 Uhr findet im nähr-
riscch dekorierten Saale des Kaiserhofs

gr. Masken-Ball

statt, wozu wir sämtliche Närrinnen
und Narren, sowie die ganze Einwoh-
nerschaft aufs herzlichste einladen.
Ballorchester Feuerwehrrkapelle

Das Komitee

Eintritt: Masken 70 Pfg., Zivil 50 Pfg.
Kein Demaskierungszwang — Tanzen
frei — Kassenöffnung 7.11 Uhr.

Kirchliche Nachrichten.

Katholischer Gottesdienst.

Sonntag Quinquagesima, den 7. Februar 1932.

Eingang der hl. Messe: Sei mit ein beschirmender Gott
und ein Haus der Zuflucht, daß du mir helfest. Denn meine
Stärke und meine Zuflucht bist du, und um deines Namens
willen wirst du mich führen und ernähren.

Evangelium: Jesus heilt den Blinden am Wege.
7 Uhr Frühmesse, 8.30 Uhr Kindergottesdienst, 10 Uhr Hoch-
amt, 2 Uhr Herz Jesu Andacht.

Werktag: 7 Uhr erste hl. Messe, 7.45 Uhr Schulmesse.
Dienstag: Im Krankenhaus dreizehntündiges Gebet.
6 Uhr Feierliches Aufsehungssamt, abends 6 Uhr feierlicher
Schluß. Tagsüber stille Abbitte für die Sünden der
Fastnacht.

Mittwoch: Aschermittwoch:
Beginn der hl. Fastenzeit. 7 Uhr hl. Messe. — 9 Uhr Amt,
vor beiden Gottesdiensten Austeilung der geweihten Asche.
Freitag: 8 Uhr Fastenandacht.

Evangelischer Gottesdienst.

Sonntag, den 7. Februar 1932. Etomihl.

vormittags 10 Uhr Hauptgottesdienst.
vormittags 11 Uhr Kindergottesdienst.

Donnerstag, abend 8 Uhr Jungmädchenabend.
Freitag, abend 8 Uhr Übungsstunde des Kirchenchors.
Samstag abend 8 Uhr Übungsstunde des Posaunenchores.

Schreibmaschinen-Arbeiten

werden exakt und sauber ausgeführt:

Flörsholm am Main, Karthäuserstraße 6

Achtung!

G.-V. Liedertafel

Narrheit! Hochheim a. M. Einigkeit!

Fastnacht-Montag im Kaiserhof abends 8.11 Uhr

großer Maskenball



wozu Prinz Carneval die Einwohner seiner nährischen
Hof- u. Residenzstadt nebst Vororten einladet. Er wird
seine allernährischste 1111 mal prämierte, patentierte, in
allen Ländern konkurrenzlos vorgelieferte Luxus-Verzau-
berungs-Rassenveredelungs-Welterschütterungs-Höllen-
maschine vorführen. Drum erscheint in Massen, und
versäumt nicht, diese allernährischste Höllenmaschine
in voller Tätigkeit zu sehen. Die Antriebskraft erfordert
1111 Volt und ist an der Stromzentrale Narragonien
angeschlossen. Das allernähr. Ministerium
Eintritt mit Steuer 80 %, Tanzen frei, Erwerbslose Er-
mäßigung. Fastnachtdienstag groß. Maskenrummel
in der Turnhalle. Eintritt 30 %, Tanzen frei bis Schluß.
Das allernährischste Ministerium der Liedertafel.
Zu beiden Maskenbällen ist die allernährischste, ver-
stärkte Feuerwehrrkapelle verpflichtet.

Gelangsverein Sängerbund 1844

Wer liebt Narretei und gute Wei-
der muß am Montag beim Sängerbund sei

Großer Maskenball

Montag Abend 7.11 Uhr in der Turnhalle
Eintritt 50 Pfennig Mitglieder frei
Die nährische Stimmungskapelle Metro-
polis sorgt für genügende Bewegung
Das Komitee

Statt Karten!

Für die anlässlich unserer Vermählung er-
wiesenen Aufmerksamkeiten u. Geschenke sagen
herzlichen Dank

Heinrich Deister u. Frau
Charlotte, geb. Schreiber

Hochheim a. M., den 5. Februar 1932.

Randfunk-Programme.

Frankfurt a. M. und Kassel (Südwestfunk).

Jeden Werktag wiederkehrende Programmnummern: 6.15
Wettermeldung, anschließend Morgengymnastik I; 6.45 Mor-
gengymnastik II; 7.15 Wetterbericht, anschließend Frühkon-
zert; 7.55, 12, 12.40, 13.50, 15.05, 17, 18.30, 19.30 Nach-
richten, Zeit, Wetter; 12.05 Konzerte; 12.55 Rauener Zeit-
zeichen; 13.05 Mittagskonzert; 14. Werbekonzert; 14.45 Giehe-
ner Wetterbericht; 17.05 Konzert.

Sonntag, 7. Februar: 7. Hamburger Hafenkonzert; 8.15
Evangelische Morgenfeier; 9.30 Chorgefangsstunde; 10.15 Vi-
terarischer Carneval; 11. „Die Oper“; 11.30 Bachkantate;
12. Konzert; 14. Zehnminutendienst der Landwirtschaftslam-
mer Wiesbaden; 14.10 Stunde des Landes; 15. Kinderstunde;
16. Konzert; 18. Fremdenführung aus Mainz; 22.30 Nachrichten;
22.50 Tanzmusik.

Montag, 8. Februar: 18.40 „Sinn des Schicksals“,
Vortrag; 19.05 Englischer Sprachunterricht; 19.35 Fachsings-
konzert.

Dienstag, 9. Februar: 15.20 Hausfrauen-Nachmittag;
18.40 „Mittelleuropa“, Vortrag; 19.05 Seilere Bläsermusik;
19.45 „Cloclo“, Operette; 22. Nachrichten; 22.20 Unter-
Abend.

Mittwoch, 10. Februar: 10.20 Schulfunk; 15.15 Ju-
gendstunde; 18.40 „Krisis der Großstadt“, Vortrag; 19.05
„Arbeitslosenversicherung“, Vortrag; 19.45 Eine Viertelstunde
Lyrik; 20. Haydn-Symphonie; 20.30 Literarische Stunde;
21. Konzert; 22.20 Nachrichten; 22.35 Klaviermusik.

Donnerstag, 11. Februar: 15.30 Jugendstunde; 18.40
Zeitfragen; 19.05 Tägliche Begegnungen; 19.35 Musikalische
Grundbegriffe; 20. Konzert; 21. Marktszene deutscher Luft-
fahrt, Hörspiele; 21.30 Violinkonzert; 22.15 Zeitbericht; 22.40
Nachrichten.

Freitag, 12. Februar: 10.30 Deutsche Ski- und Heeres-
Meisterschaften; 18.40 „Unsere Kraft“, aus Rommheim; 19.05
Kerzenvortrag; 19.45 Mandolinenzug; 20.15 „Drei in
der Zelle“, Hörspiel; 20.50 Musik der Nationen; 22.15
Nachrichten; 22.35 Tanzmusik.

Samstag, 13. Februar: 10.20 Schulfunk; 10.50 Ski-
und Heeresmeisterschaften; 13.40 Störungsschallplatte; 15.15
Jugendstunde; 18.40 Vortrag; 19.05 Spanischer Sprachun-
terricht; 19.45 „Die Optimisten“; 20.30 Unter Abend; 22.15
Nachrichten; 22.35 Tanzmusik.

100 Rasierklingen

f. Edelst. Haars darf nur Rm. 5.30
Nachn. 50 Stück Rm. 2.20.

Rasierklängen - Spezialhaus
O. Arnold, Köln-Longorich

Radfahrer-Verein 1894

Hochheim am Main

Am Fastnachtdienstag veranstaltet der Vere-
in der Narthalla „Kaiserhof“ seinen diesjährigen

gr. Maskenrummel

wozu wir sämtliche Närrinnen u. Narren, sowie die
gesamte Einwohnerschaft ergebenst einladen.
Um 8.11 Uhr Einzug der Mainz-Kasteler-Joka-
garde mit Musikkorps. Um 11.11 Uhr Eintreten
seiner Exzellenz des nähr. Generalfeldmarschalls
sowie seines nähr. Ministeriums, sodann Abnahme
der großen Parade durch dieselben. 2 Musik-
kapellen. — Kassenöffnung 7.11 Uhr. — Anfang
8.11 Uhr — Eintritt 30 Pfennig.

Katholische Kirchensteuer!

Sonntag, den 7. Februar 1932 von 1
Uhr im Vereinshaufe
Gebetermin für katholische Kirchensteuer
Die Steuerpflichtigen werden gebeten, ihre
Kirchensteuer einzuzahlen.
Hochheim am Main, den 5. Februar 1932
Der katholische Kirchenvorstand

Beste Streuzzeit des schwefl. Ammoniak

Die Praxis lehrt immer wieder, daß es bei der Düngung
allein auf die Höhe des verabfolgten Düngemittels für die
schiedenen landw. Kulturen ankommt, sondern daß die Zeit
Ausstreuens ausschlaggebend für den Erfolg ist. Wir wissen,
das schwefl. Ammoniak ein in der Landwirtschaft seit
Jahren bestens bewährter nachhaltig auf die Kulturpflanzen
wirkender Stickstoffdünger ist. Viele Landwirte achten heute
genug auf den Zeitpunkt der Anwendung dieses Düngers, der
Landwirt insbesondere für die Winterkulturen ein billiger Helfer
Erzeugung besser Ernten ist. So wird über einen Versuch, der
Noggen mit schwefl. Ammoniak angelegt wurde, in den
Jahresberichten der Landwirtschaftskammer Wiesbaden mitge-
teilt. Als Versuchsdünger wurde schwefl. Ammoniak verwendet.
Teilsüchte erhielten gleichmäßige Düngung an Stickstoff,
phosphor und Kali. Nur die Streuzzeiten wurden geändert.
dem Ausstreuen am 28. Februar wurden 13.51 Ztr. Roggen
erzeugt und 40.93 Ztr. Stroh erzeugt. Die Erträge sanken beim
Ausstreuen am 24. März um rund 2 Ztr., bei dem Ausstreuen
am 1. April um rund 3 Ztr. und bei dem Ausstreuen am 30. April
um 12 Ztr. in Morgen. — Aus dem Versuch geht deutlich
vor, daß zu Wintergetreide (Roggen) Ammoniak möglichst
ausgebracht werden muß.

Und nun die wirtschaftliche Seite: 1 kg schwefl. Ammoniak
kostete 1913=1.32 RM., 1931=0.84 RM. Heute hat die letzte
Verordnung den Preis ab 1. Januar 1932 auf 0.80 RM. bis
zu 0.74 RM. festgelegt. Salpeter-Stickstoff stellt sich im Ver-
gleich teurer. Bei rechtzeitiger Anwendung des schwefl. Ammoniak
düngen wir also am rentabelsten und erzeugen den Zentner
treiber am billigsten. Allein bei der möglichst billigen Erzeugung
der Aguar-Produkte kann der Landwirt seinen Nutzen finden.
die hohen Ausgaben der Wirtschaft ausgleichen. Dagegen die billi-
gen Heiler Stickstoff kann der Landwirt nicht auf seine Rechnung
kommen.

Diplomlandwirt Behre

Spendet Gaben der Winterhilfe

Der Sonntag

des Neuen Hochheimer Stadtanzeiger

Nummer 5

Samstag, den 6. Februar 1932

9. Jahrgang

Für den Fasching!

Von Bilton.

Fasching, ja, wo denken Sie denn hin? Ihre Sorgen möchte ich haben, nein, bei diesen schweren Zeiten...

Aber lieber Freund, aber liebe Freundin, seien Sie doch nicht so streng mit mir! Erinnern Sie sich noch, vor Weihnachten, da habe ich Ihnen auch geraten, die Sorgen mal in irgendeinen Schrank zu schließen und den Schlüssel zu verlegen, na, und habe ich nicht recht gehabt, war es nicht schön, sich so ein paar Tage lang zu freuen, sich zu beschenken, an nichts Schlimmes zu denken und ein bißchen festlich vergnügt zu sein?

Ja, sehen Sie, mit dem Fasching ist das gar nicht so viel anders. Wer noch ein Dach über dem Kopf hat, wer seinen gedeckten Tisch und seine Arbeit hat, der hat auch Grund genug, ab und zu ein wenig losgelöst vom Alltag und den Sorgen sich zu amüsieren. Kein Mensch wird Ihnen das verübeln, wenn Sie für ein paar Stunden die Zivilkleidung abstreifen und sich irgendeine bunte Hülle überziehen, ein anderes Ich loszusagen, das Ihnen, wer weiß, gar nicht so schlecht steht. Was möchten Sie denn gern werden, wenn Sie noch einmal auf die Welt kommen? Irgend einen geheimen Traum werden Sie doch haben! Nehmen Sie ihn sich zum Vorbild für Ihr Kostüm, und tun Sie ein paar Stunden so, als ob dieser Traum Wahrheit geworden wäre.

Gehen Sie zum Faschingsfest, gehen Sie mit Ihrer Gattin, mit Ihrem Herrn Gemahl, mit Ihrem Bruder oder Ihrer Freundin, gehen Sie meinetwegen allein, aber gehen Sie unbeschwert und lassen Sie den Alltag draußen! Geld brauchen Sie nicht viel mitzunehmen, dafür



Photo: Böhm-Wilfert

Nun, wie gefalle ich Ihnen?

Die Schauspielerin Elsa Temary

aber alle Taschen voll guter Laune! Ach, stellen Sie sich das doch einmal vor: Einen ganzen Abend lang befreit zu sein von allem Zwang! Vom Zwang, die Würden und Titel der anderen anzuerkennen, vom Zwang des steifen Tragens, vom Zwang zu lügen und vom Zwang, die Wahrheit zu sagen. Alles ist erlaubt, was gesamtvoll bleibt. Nur zwei Dinge sind streng verboten: Humorlosigkeit und Eiferhuch.

Wer keinen Scherz verstehen kann, der ist ängstlich auf Haltung bedacht ist, auf Wahrung der Zeremonien des täglichen Lebens, der gehört nicht unter die Faschingschar. Freiheit regiert diesen Abend. Ihr Eheleute, klammert euch nicht aneinander! Laßt

jeden einmal seiner Wege gehen und seid nicht ängstlich, daß der andere seine „Freiheit“ mißbrauchen wird. Wer freilich den gemeinsamen Weg am schönsten findet und ganz sicher ist, daß der Partner ebenso denkt, der soll sich um Himmels willen nicht zum „Bagabundieren“ zwingen. Wie gesagt, Zwanglosigkeit ist das Motto.

Auch eure Kinder nehmt nicht ängstlich ans Gängelband! Wenn ihr ihnen schon das Fest erlaubt habt, dann laßt sie ruhig dieses schöne erste Erlebnis haben, ohne sie allzu streng an eure Seite zu binden! Ihr müßt sie ja selbst kennen und wissen, daß sie Haltung genug haben, um keine Dummheiten zu machen.

Freiheit, gute Laune und bei allem doch nicht Rücksichtslosigkeit: das sind die schönsten Eigenschaften, die man auf den Fasching mitbringen kann. Vielleicht hat man sich zu einem kleinen Privatbummel getrennt, das soll aber nicht hindern, daß man sich doch ab und zu ein bißchen um einander kümmert. Wie reizend kann es sein, den für eine Stunde sich selbst überlassenen Gefährten um eine bestimmte Zeit an der linken Säule im kleinen Saal zu treffen, und sich

nun gegenseitig einen Schloßbericht zu liefern!

Noch eins, wenn ich bescheiden raten darf: Bringt ein schlechtes Gedächtnis auf diese Feste mit! Das alles war ein bunter Traum, er hat jedem gut getan, er hat die Reihe der Tage mit ihren Sorgen und Pflichten hübsch unterbrochen... aber das muß auch alles sein. Versprechen, im Fasching gegeben, zählen nicht, die schönsten Schwüre sind nur Luftgebilde und sollten nicht schwerer wiegen als Konfetti. Wenn das Maskenkostüm wieder zu unterst in der Kommode liegt, dann müssen auch Faschingswünsche und Träume dazugepackt werden... bis zum nächsten Jahr. Bis dahin aber: viel Vergnügen!

In Zukunft fand Johann...

Ein schlanker, fehniger Bursche mit breitem Schädel und starkem Nacken, mit vergrößelter Gehirnmasse und spärlichem Haarwuchs, so zeichnete sich das Bild des Menschen, der 10 000 Jahre nach uns die Erde bewohnen wird.

Er wird seinen hochgewölbten Schädel, der im Knochenbau dünner als der heutige ist, auf einem stämmigen Nacken tragen, der nicht nur befähigt ist, das Gewicht der vergrößerten Gehirnmasse zu beherbergen, sondern auch Raum für die großen Blutgefäße bietet, die das Gehirn zu versorgen haben. Die Frauen werden gleichfalls schlanker, aber kräftiger im Körperbau und Knochenbau sein. Die Stimmen werden weicher und ausdrucksvoller sein, bahringende Männer werden zu den großen Seltenheiten gehören.

Der Hauptunterschied dem derzeitigen Zustand gegenüber dürfte jedoch in der Veränderung des Gehirns bestehen. Es wird an Umfang erheblich gewinnen und bringt eine Erhöhung der Organisationsgabe mit sich. Die Gehirnzellen werden enger und fester miteinander verbunden sein und so eine überlegende Denkfähigkeit zeitigen, die heute nur wenigen Genies eigen ist.

Die prophetischen Veränderungen kann man tatsächlich zu einem Teil schon heute in ihren Anfängen beobachten. In allen Ländern, in denen es reichlich Lebensmittel gibt, konnte man ein Anwachsen der Körpergröße feststellen. Die Verengung des Mundes und der Kinnbäder ist bereits offenkundig. Die Schädel der früheren Rassen zeigen nur äußerst selten enge Kinnbäder und zusammengebrängte Zähne. Die Menschheit ist eben nach Ansicht namhafter Gelehrter „kaninchenmäulich“ geworden. Zweifellos kann das zu einem großen Teil auf die Eigenart unserer Nahrung zurückgeführt werden. Die Speisen sind heute leichter zu verdauen. Eine übermäßige Entwicklung der Kaumuskeln wäre ja in diesem Falle auch nicht zweckmäßig und tatsächlich führen die Sachverständigen zur Erklärung der zunehmenden Verfeinerung der Gesichtszüge an, daß sie nur durch die langsame Rückentwicklung der Kaumuskeln und Kieferknochen kommen konnte.



Schwanz aus Weiss

Ein Traum von Macht. Roman von Karl Wickerhauser.

Inhalt der bisher erschienenen Kapitel:

Kurt Niemann, ein kleiner Bankangestellter, der zusammen mit seinem Vetter Wilhelm Overhoff in der Privatpension der Witwe Kersting lebt, erhält eines Morgens mit der Post von einem unbekannten Absender einen Pack Zeitungen zugesandt. Da er an diesem Morgen wieder einmal verschlafen hat, wird er von einem Chef, Herrn Wernheimer, fristlos entlassen. Er spült die ihm zugesandten Zeitungen und findet alle Nummern bis zum Ende des kommenden Juni. Er weiß nunmehr alle Einzelheiten der bis dahin in der Welt eintreffenden Ereignisse, ein Wissen, das ihm Millionenvermögen einbringen kann. Durch Wetten, Lotteriespielen und Spekulationen wüchse sein Vermögen aus Ungeheures, da er durch die Zeitung fast ausnahmslos richtige Tipps hat. Niemann gründet ein eigenes Bankgeschäft und stellt seinen Freund Kersting und Overhoff ein. Kersting führt für Niemann die verschiedensten Aufträge aus, die zur Verwertung des Niemannschen Vermögens dienen sollen. Niemann kauft sich eine eigene Villa und hält dort einen feierlichen Empfang. Er tätigt enorme Börsenabschlüsse und setzt die Gesellschaft der ganzen Welt in Erstaunen. Trotzdem ihm alle Genüsse offenstehen, ist er ein vereinsamter Mensch. Da fällt ihm ein anbel eines Mädchens ein, die ihm zehn Mark gab, als er als Stellungssucher auf der Straße bettelte. Er nimmt sich vor, dieses Mädchen ausfindig zu machen und setzt sich zu diesem Zwecke mit einem Detektivbüro in Verbindung. Wernheimer läßt Niemann und Overhoff zu einem Gartenfest ein. Overhoff findet auf dem Schreibtisch von Niemann ein Notizblatt, aus dessen Aufzeichnungen er nur entnehmen kann, daß Niemann in irgendeinem geheimnisvollen Zusammenhang mit dem Zeitungsverlag des „Beobachters“ steht. Auf einer Abendgesellschaft bei Wernheimer, mit dem er wieder gemeinsam Geschäfte tätigt, lernt Niemann die Unbekannte kennen. Es ist die Filmdiva Dolina. Sie gestehen sich einander ihre Liebe und genießen ihr Glück vor aller Welt verborgen. Niemann beschließt, die Kontinentalfilmgesellschaft, bei der seine Freundin filmt, sowie die Berliner Verlags-A.-G., die den „Beobachter“ herausgibt, um jeden Preis in seine Hände zu bringen.

(9. Fortsetzung.)

Hier aber stieg er — zum erstenmal in so wesentlicher Sache — auf einen unerwarteten Widerstand. Riesling hatte hier verfügt. Was er über den „Beobachter“ in Erfahrung gebracht hatte, war zu wenig: daß die Aktien der Berliner Verlags-A.-G. nicht gehandelt werde, daß das Aktienpaket in festen Händen sei. Der Besitzer war Riesling unbekannt geblieben.

Niemann schlug Krach, schrie, daß er sich um alles selbst kümmern müsse, und stellte dann durch Arthur Wernheimer wie auf eigene Faust Nachforschungen an.

Endlich war es ihm gelungen, den öffentlichen Notar Dr. Heinrich Rothe als denjenigen zu eruierten, der die Aktien der Berliner Verlags-A.-G. in Verwahrung hatte. Aber damit war er schon an der Grenze des Erreichbaren.

Der Notar hatte genaue Instruktionen. Er durfte nicht den Namen seines Mandanten und Depositärs nennen. Ihm war weitestgehende Vollmacht erteilt, und alle Eventualitäten waren vorgesehen.

„Ich sehe nicht die geringste Möglichkeit für Sie“, sagte der Notar höflich. „Alle Anträge, Kauf, Beitritt und Annahmepacht betreffend, sind gegenstandslos.“

„Zwanzig Millionen“, war Niemanns Entgegnung. „Doppelt und dreifach bezahlt, ich weiß — aber ich habe mir's eben in den Kopf gesetzt.“

Und als der Notar eine verneinende Bewegung machte, sagte Niemann sofort:

„Dreißig — vierzig —, ich gehe bis — — —“

Der weißhaarige Herr unterbrach ihn.

„Ich konstatiere“, sagte er trocken, „daß hier ein Mißverständnis obwaltet. Es war zwecklos, daß Sie Angebote in welcher Höhe immer produzieren. Und von Unterhandlungen kann keine Rede sein, wenn jede Grundlage hierzu fehlt.“

Kommt er den mächtigen Mann, den Multimillionär, der hilflos und in Verwirrung war, verabschiedete.

Weit grauenerblicher war die Erkenntnis seiner Ohnmacht, als er einige Tage später eine kurze Glisse las. Sie hand im volkswirtschaftlichen Teil und lautete:

Der „Beobachter“ und das neue Kapital.

Seit einiger Zeit verfolgen wir die Anstrengungen, die ein bekannter neuer Finanzmann unermüdet macht. Dieser vor kurzem in weitesten Kreisen unbekannte Herr Neureich, dieser Niemann im Februar und viel später Millionär im Mai, beehrt unser Blatt mit seinem Interesse. Wir haben vorderhand keine Veranlassung, uns mit den Gründen und Hintergründen dieser innigen Anteilnahme zu beschäftigen — wir geben jenem Herrn einseitig nach dem guten Rat, von seinen Bemühungen abzusehen. Er wird den „Beobachter“ niemals in seinen Besitz bringen. Der „Beobachter“ bleibt, was er ist und wie er ist: ein unabhängiges, unparteiisches, der gesamten Öffentlichkeit und nicht Privatpersonen dienendes Organ — interessant, amüsant, unbestechlich, der Freiheit und dem Fortschritt ergeben — mit einem Wort — der „Beobachter“!

Niemann ließ das Blatt sinken. Er war totenbleich. Wie war es möglich, daß dies in seinem Exemplar gedruckt stand! Am 16. März, vor acht Wochen also, hatte er die Sendung mit dem „Beobachter“ erhalten. Und damals schon war der Mißerfolg seiner künftigen Bestrebungen für irgend jemand, irgend etwas, für dieses finstere X, das ihn beherrschte, eine Tatsache gewesen? Unbegreiflich! . . . Aber es war so!

Wie alles Sein und Geschehen, das der „Beobachter“ erfaßte, war auch Niemanns Existenz in Druckerfchwärze vorausbestimmt.

Dieser starre verzweifelt vor sich hin. Alle Wendungen des Artikels, besonders aber dieser Niemann im Februar“, ließen deutlich erkennen, wer da gemeint war. Ganz Berlin würde, wenn diese Nummer in den nächsten Tagen erst für die gewöhnliche Welt erschien, mit Fingern auf ihn zeigen.

Aber was kümmerte ihn in diesem Augenblick ganz Berlin! Der feinfühlerige Ton des „Beobachters“ beunruhigte ihn.

„Wenn das so fort geht . . .“

Niemann durchsuchte den restlichen Stof seiner Zeitungen nach weiteren Angriffen, versteckten oder offenen Spottereien.

Er durfte aufatmen. Das unheimliche Blatt ließ es bei der einmaligen Tortur bewenden. Sein Name kam, wie früher, in den Spalten des „Beobachters“ vor, in der Gesellschaftsrubrik und im Börstenteil — doch, wie früher, beschränkten sich diese Notizen auf das Sachliche, und jede Gehässigkeit war vermieden.

Dennoch fühlte er sich in seiner Haut gar nicht wohl. Endlich war ihm die Wahrheit aufgedämmert. Verblendung, wenn er sich der Herrschaft über das Schicksal gerühmt hatte! Zwar besaß er die wunderbaren Zeitungsnummern, denen er seinen rapiden Aufstieg verdankte; aber bei weitem unzweifelhafter und ohne Widerrede besaß die Zeitung ihn.

Und trotz allem Auflehnungswillen gegen das bedruckte Papier fand Niemann nicht mehr die Kraft, mit dem laubigen Schluß zu machen. Die von Tag zu Tag schrumpfende Lage Zeitungsblätter war seine Zukunft, die sich einseitig bis Ende Juni erstreckte. Er hoffte auf eine zweite Sendung und mußte doch schon damit rechnen, daß sie ausbleiben würde.



In der Bäckerei.

Orig.-Holzschnitt von Peter Gitzinger.

Linden-Verlag.

„Seit dem 17. März sind acht Wochen vergangen.“ Er berechnete die abgelaufene und die noch bevorstehende Zeit seiner Zeitung. „Fünfzehn Wochen waren es bis zum 30 Juni; von heute an sind es nur noch sieben. Mehr als die Hälfte habe ich schon hinter mir. Bis Ende Juni . . .! Da läuft übrigens das Halbjahresabonnement ab!“

Und Niemann ließ sich zur selben Stunde den Bezugspreis für das nächste Halbjahr an die Administration des „Beobachters“ überweisen. Er wollte es dem Schicksal möglichst leicht machen. Er wollte es an seine Pflichten ihm gegenüber erinnern. Nachher aber machte er den kläglichen Versuch, den eigenen Aberglauben zu belästigen . . .

In diesen Tagen fand auch die Generalversammlung der Kontinental-Filmgesellschaft statt, deren Verlauf die beteiligten Kreise mit Spannung entgegenzogen.

Kontinentalaktien waren in letzter Zeit schwunghaft gehandelt worden. Ueber dieses Papier waren die widersprechendsten Gerüchte im Umlauf, in deren Folge wüßte Kurstreiber eine la Hausse einmal und einmal à la Baisse veranstaltet wurden.

Man munkelte davon, daß Arthur Wernheimer — „Sie wissen ja, der Freund des neuen Stars, der Dolina!“ — die Kontinental nicht zur Ruhe kommen lasse; dies als Rache dafür, daß er von seinen Kollegen im Verwaltungsrat der Filmgesellschaft fortwährend überstimmt wurde.

Auch in der Generalversammlung stellte sich Wernheimers Opposition als wirkungslos heraus. Er und sein Anhang wurden in allen Punkten majorisiert. Bei der Neuwahl der Leitung fiel Arthur Wernheimer sogar gegen den letzten Kandidaten der Mehrheit durch; so groß war die Erbitterung gegen die Umtriebe, die die Kurse verdorben hatten.

„Ich begreife nicht, warum Sie sich so aufregen“, sagte Wernheimer nach der Berichterstattung zu Niemann, der in nervösem Zorn das seidene Tuch mit den Zähnen zerriß. „Finanziell haben wir bei der Sache doch glänzend abgeschnitten. Und daß mir die Leute für meine Kursdrückerei kein Ehrenpfeil ins Präsidium bliesen werden, war von allem Anfang klar. Was wollen Sie also?“

„Ich will die Macht!“

(Urheberschutz durch Presse-Verlag Dr. R. Dammert, Berlin SW 68.)

„Ausgerechnet in der Kontinental, mein Lieber?“

Auch in der Kontinental. Aber warten Sie nur! Das Gefindel soll seines Erfolges nicht froh werden.“

Niemann fuhr zu Margaret Dolina.

Du meldest dich sofort krank. Du läßt sie vor den wichtigsten Aufnahmen im Stich. Sollen Sie einen neuen Film drehen. Sollen Sie sich eine andere Herzogin von Vennee . . .

„Langeais, heißt sie, Teuerster! Langeais!“

„Weinetwegen kann sie auch Lämmergeier heißen. Sollen Sie sich eine andere Schauspielerin dazu suchen. Du streift! Es fehlt ihnen ja noch eine ganze Menge.“

Außer den Spanienaufnahmen die Klettererinnen im Kloster. Aber . . .

Richtig — das romantische Kloster, nach der Natur gedreht, irgendwo dort unten. Aus dieser Spanienreise wird nichts, daß du es nur gleich weißt! Mit dem phänomenalen Balzac-Film, dem Weltwunder der Filmmaker, können Sie einheizen, das wird 'n fabelhaftes Feuer geben. Zu was Besserem wird das Zeug nicht langen.“

Margaret Dolina sah ihn voll Staunen an.

„Du tust so, als ob ich die Kontinentale wäre. Außer dem stellst du dir die Lösung doch etwas zu einfach vor, fügte sie denn langsam hinzu. „Du sagst: Krankmelden! Aber ich erfreue mich, Gott sei Dank, der allerbesten Gesundheit. Und du scheinst die Höhe der Konventionalstrafe im Fall eines solchen Kontraktbruchs nicht zu kennen.“

„Zähle ich, zähle ich!“ schrie er. „Das lasse ich mit zehn Konventionalstrafen kosten.“

„Ich wäre in meiner Filmkarriere erledigt. Ich würde auf der ganzen Welt keinen Kontrakt mehr bekommen.“

„Dann gründen wir eben eine neue Gesellschaft — nur für dich, Liebling, nur für dich . . .“

„Und können nachher keinen einzigen Film unterbringen.“ fuhr Margaret Dolina fort, „weil wir von sämtlichen Kineothekern boykottiert werden. Ja — ich weiß schon: dann stellst du eben Kinos zu Duzenden hin und so fort, und so fort. Aber das ist alles nicht das Wesentliche.“

Kurt Niemann blidte sie argwöhnisch an.

„Und das wäre?“

„Daß es mir nicht einfällt, den Leuten davonzulaufen. Die Herzogin von Langeais ist meine erste große Rolle. Du weißt nicht, wieviel Arbeit und Freude darin steckt. Und das alles so ohne weiteres hinschmeißen? Du kannst nicht im Ernst verlangen, daß ich das einer Laune von dir opfere.“

„Sehen wir aber den Fall, daß ich es doch verlange. Was dann?“

Seine Stimme klang hart und höhnisch, seine Miene war hagerfüllt.

„Es würde mir leid tun“, erwiderte sie zögernd, „aber ich glaube . . .“

„Ja, das dein letztes Wort?“ unterbrach er sie. Er war vor Wut wie von Sinnes.

Sein brutaler Ton machte, daß auch die sanfte Dolina leht zornig wurde.

„Wenn du so mit mir redest, muß ich dir schon gestehen: Ja, das ist mein letztes Wort!“

Niemann wandte sich zum Gehen. Er war wieder ruhig geworden. Er war wieder Herr seiner selbst.

„Du hast Zeit, es dir gründlich zu überlegen. Meine Telefonnummer kennst du. Auf Wiedersehen, hoffe ich.“

Als er hinausging, unterdrückte er das Verlangen, die Tür ins Schloß zu schmettern. Aber geräuschlos wirkte der Krach doch härter.

11. Kapitel.

Am Dienstag der folgenden Woche um drei Uhr nachmittags befand Niemann sich, wie meistens um diese Stunde, in seinem Arbeitszimmer und beim Studium des „Beobachters“. Draußen brannte die Sonne hell und heiß; er hatte die Fensterläden schließen lassen. Und nun lag er in dem dämmerigen Raum, blätterte in seinen Zeitungen, verglich die Kurse, notierte wichtige Ereignisse und war übellaunig.

Seit das amerikanische Weizengeschäft abgeschlossen war, hatte es keine nennenswerten Transaktionen gegeben. Die letzten Tage zeichneten sich durch eine völlige Geschäftlosigkeit aus. In Berlin, in Paris oder in Chicago — überall herrschte die gleiche, langweilige Platte. Keine Bewegungen, weder hinauf noch herunter! Die Märkte lagen wie tot.

In dieser Untätigkeit ertappte Niemann sich bei einem unbestimmten Gefühl der Sehnsucht nach seiner Freundin Margaret. Nun wartete er schon vier Tage auf ein Lebenszeichen von ihr. Er wollte nicht den ersten Schritt zur Versöhnung tun. Er war im übrigen zu allen Zugeständnissen bereit.

Die ganze Kontinental konnte ihm gestohlen bleiben! Wenn Margaret partout filmen wollte, war nichts dagegen zu tun. Und wie sie sich auf die Spanienreise gestreut hatte! Trotz jener striften Abfrage konnte man ihr schließlich diese Freude bereiten.

Spanienreise . . . Spanien . . . hatte er die Worte nicht soeben gelesen, gesperrt, gedruckt, groß, in irgendeiner Ueberschrift des „Beobachters“? Dabei suchte sein Blick unwillkürlich die Kolonnen ab.

(Fortsetzung folgt.)

Das ganz dielem men. O Neugier der he dann der werden, könn idung nicht brud, den gewinnend

Seit vielen ist sie eine schaft auf der bauern gibt e nicht, ihr Hof statilästen. G paar Morgen Getreidefeld, oben selten ist Vieh, ein Vier ein Dugend f Das größere im Sommer bezieht wägre Sohn und de hinterlegende Viert in drei haufen. Aber üblich. Die S und wollen g unter sich le natürliche Vor sie Ruhe nem

Das Mte schwer bestimm auf heidzig wahrscheinlich zeigt sich kein ihrem Schelte wohl vermittel der Berge rin straffe Flächen und kräftig, d den einer o Bärin. Daß f im Munde ho der Jahre, d und Weiber d schon ihr Geb

Manche h habend. Sie ihrem großen gehäuft. Es Erstes versta sparte Geld ab oder im Wo Amtschreiber gewesen sein. Truhe geöffn Rand hinauf Das ist nat schwäh, die derlei an lan in den Wirts da, der ihr Heimlichkeiten it es bel ihn einander in schonen.

Die Romo nichts von sol behauptet nid it zu viel Be it man denn seinem eigene lit seit Urvö Menschen in det? Reicht woran ihre hintereihen, zeitigsten Wo Begriffen vor

Sie schaff allen Zeiten gangen. Und eifernen Rdr Knochen und zwei Arme. auf dem Feld, am Brunnen, Keller, im Fo Rahe, bringt Futter, loch wäscht die n mäht das Gr segt die Diele schneidet Sö Gutter, sie ist die Letzte, die kennt nicht di

Die Romo nichts von sol behauptet nid it zu viel Be it man denn seinem eigene lit seit Urvö Menschen in det? Reicht woran ihre hintereihen, zeitigsten Wo Begriffen vor

Sie schaff allen Zeiten gangen. Und eifernen Rdr Knochen und zwei Arme. auf dem Feld, am Brunnen, Keller, im Fo Rahe, bringt Futter, loch wäscht die n mäht das Gr segt die Diele schneidet Sö Gutter, sie ist die Letzte, die kennt nicht di

Die Romo nichts von sol behauptet nid it zu viel Be it man denn seinem eigene lit seit Urvö Menschen in det? Reicht woran ihre hintereihen, zeitigsten Wo Begriffen vor

Sie schaff allen Zeiten gangen. Und eifernen Rdr Knochen und zwei Arme. auf dem Feld, am Brunnen, Keller, im Fo Rahe, bringt Futter, loch wäscht die n mäht das Gr segt die Diele schneidet Sö Gutter, sie ist die Letzte, die kennt nicht di

Die Romo nichts von sol behauptet nid it zu viel Be it man denn seinem eigene lit seit Urvö Menschen in det? Reicht woran ihre hintereihen, zeitigsten Wo Begriffen vor

Sie schaff allen Zeiten gangen. Und eifernen Rdr Knochen und zwei Arme. auf dem Feld, am Brunnen, Keller, im Fo Rahe, bringt Futter, loch wäscht die n mäht das Gr segt die Diele schneidet Sö Gutter, sie ist die Letzte, die kennt nicht di

DIE ROMANA

Von Jacob Wassermann

Das ganze Tal kennt sie unter diesem wohlklingenden Namen. Er erregt sogar die Neugier der Fremden, aber wenn sie dann der Trägerin ansichtig werden, können sie ihre Enttäuschung nicht verbergen. Der Eindruck, den sie macht, ist nicht eben gewinnend.

Seit vielen Jahren Witwe, besitzt sie eine kleine Bauernwirtschaft auf der Obertreppen; Grobbovern gibt es ja in der Gegend nicht, ihr Hof gehört noch zu den stillsten. Ein paar Häuser, ein paar Morgen Land, darunter ein Getreidefeld, was ohnehin dort oben selten ist, sechs bis acht Stück Vieh, ein Viertelhaufen Schweine, ein Duzend Hühner, das ist alles. Das größere Haus vermietet sie im Sommer an Stadtleute und bezieht während der Zeit mit dem Sohn und den Töchtern die dahinterliegende Hütte, wo sie zu Viert in drei winzigen Kammern hausen. Aber so ist es allgemein üblich. Die Städter sind verwöhnt und wollen gut leben; sie wollen unter sich sein und haben eine närrische Vorliebe für das, was sie Ruhe nennen.

Das Alter der Romana ist schwer bestimmbar. Wenn man sie auf siebzig schätzt, greift man wahrscheinlich nicht zu hoch. Doch zeigt sich kein graues Haar auf ihrem Scheitel, das Gesicht, obwohl verwittert wie die Kalkfelsen der Berge rings umher, hat noch straffe Flächen, die Gestalt ist fest und kräftig, der Gang erinnert an den einer aufrecht schreitenden Bärin. Daß sie keinen Zahn mehr im Munde hat, ist nicht die Schuld der Jahre, da fast alle Männer und Weiber dahier um die Dreißig schon ihr Gebiß verlieren.

Manche halten sie für wohlhabend. Sie sagen, sie hätte, bei ihrem großen Geiz, viel Geld aufgehäuft. Es gibt etliche, die allen Ernstes versichern, sie habe das ersparte Geld auf einem ihrer Acker oder im Wald vergraben. Der Amtsschreiber will einmal dabei gewesen sein, wie sie eine alte Truhe geöffnet hat, die bis zum Rand hinaus voll Papiergeld war. Das ist natürlich mögliches Geschwätz, die Leute erzählen sich allerlei an langen Winterabenden in den Wirtschaften, es ist keiner da, der ihr nicht die finsternen Heimlichkeiten zutraut, außerdem ist es bei ihnen nicht der Brauch, einander in der Rede zu schenken.

Die Romana tut, als wisse sie nichts von solchen Gerüchten. Sie behauptet nicht, arm zu sein, dazu ist zu viel Bauernhochmut in ihr; ist man denn arm, wenn man auf seinem eigenen Grund und Boden sitzt seit Urväterzeiten und keinem Menschen in der Welt was schuldet? Reichtum ist aber etwas, woran ihre Gedanken gar nicht hinreichen, verwandelt mit scheuen religiösen Vorstellungen oder mit Begriffen von Zauberei.

Sie schafft Tag für Tag zu allen Zeiten des Jahres, mit der ganzen Unermüdlichkeit ihres eisernen Körpers, ihrer nur aus Knochen und Muskeln bestehenden zwei Arme. Sie schafft im Stall, auf dem Feld, auf der Drehschnecke, am Brunnen, im Haus, im Milchfeller, im Korb. Sie melkt die Kühe, bringt den Schweinen das Futter, kocht die Mahlzeiten, wäscht die Wäsche, spaltet Holz, mäht das Gras, pflügt die Erde, legt die Dielen, reinigt den Stall, schneidet Häfel, bereitet die Butter, sie ist die erste, die aufsteht, die letzte, die schlafen geht. Sie kennt nicht die Uhr, sie kennt nur

die Sonne, das Licht, die Nacht. Sohn und Töchter und, wenn sie bei gedrangter Arbeit im Juli und August einen Knecht ausnimmt, den Knecht, sie scheinen wie halblebendige Wesen, denen sie ihren Atem einblasen hat und die Hilfe leisten, weil sie von ihrem mächtigen stummen Willen dazu gezwungen werden. Man sieht es ihnen förmlich an. Das Gesicht der älteren Tochter ist wie mit einem Hammer geschlagen, sie kann nicht mehr lachen, sie kann nur noch grinsen, gutmütig und furchtlos; sie kann nicht mehr weinen, nur noch heulen, wie ein mißhandeltes Tier.

Die jüngere lauert; es ist als lauere sie, tückisch und böse, auf das Leben, das ihr die Mutter weggenommen hat und vorenthält, etwa wie man einem ungehorsamen Kind das Sonntagsgeld wegnimmt und in den Schrank sperrt, freilich in diesem Fall auf ewig. Da lauert sie also, tückisch und böse, ob sich nicht eine Gelegenheit findet, den Schrank aufzureißen, das Kleid zu stehlen und sich davonzumachen. Aber es ist keine Hoffnung; allzu wachsam ist die Mutter, überall hat sie ihre Augen, allzu schwer drückt die Hand. Ist die ältere Tochter nur von außen von jenem Willenshammer getroffen worden, so ist er dem Sohn ins Hirn gefahren. Seine Sinne sind gelähmt, mit der langsamen Gleichmäßigkeit des Idioten verrichtet er sein Tagewerk, sitzt da, zimmert und sägt, schmiedet und schneidert, tücht und dengelt, sitzt fahlbärtig, fahlhäutig, fahlhaarig da. Lächelt erloschen, wenn man ihn grüßt, und was er innen schaut und denkt und spürt, ist das gewaltige, einzige vernichtende Erlebnis: Mutter.

Die Romana kennt weder Sonntag noch Feiertag, weder Kirchgang noch Jahrmarkt. Das Geläut der Glocken bringt nicht zu ihr herauf, nicht nur dem Raum, auch dem Geiste nach, den Barrer hat sie seit dem Tod ihres Mannes nicht gesehen, und was die Welt ereignisse betrifft, war es nur der Krieg, dem sie eine Weile ihr Augenmerk zuwenden mußte, angstvoll verwundert, in hocherfüllter Erwartung. Geht sie, einmal vielleicht im Jahr, ins Dorf, so verfolgt sie einen bestimmten Zweck dabei, einen rätselhaften und verschlagenen; da sie sich für schlauer hält als alle anderen Leute, glaubt sie im Voraus an keine Schwierigkeit und tritt den Weg heim nahe vergnügt an, um desto ergrimmter und verbissener heimzukehren, wenn ihre Anschlagsmigungen sind. Seit langem schwebt ein Erbhassestreit zwischen ihr und dem Stiefsohn, den sie vom Hof verdrängt hat.

Sie weiß wohl, daß in dieser Sache Recht und Gesetz gegen sie sind, aber es will nicht in ihren

Kopf, daß Recht und Gesetz stärker sein sollen als sie, stark genug, sie ihres Vorteils zu berauben. Nichts erscheint ihr überflüssiger als die Behörde, nichts verachtlicher als alle Arten von amtlichen Personen, mit Mühe verbeißt sie ihren Hohn, wenn ihr so einer zu Gesicht kommt, nichts bringt sie in solche Raserei wie eine Steuererschreibung. Sie sieht nicht ein, was das soll, es dient ihr nicht, sie begreift es nicht, es erobert sie maßlos, daß sie von ihrem Fleiß und Schweiß den Städter ernähren und kleiden soll, den Nichtstuer, den Stubenhocker mit den glatten Händen und gewichsten Stiefeln.

Im dritten Kriegsjahr wurde ihr befohlen, eine Kuh abzuliefern. Sie weigerte sich. Ein zweiter Befehl, ein dritter, sie rührte sich nicht. Sie wußte, daß man den

lojen Gründen über sie gelegten Herrschgewalt zu überlassen.

Vermutlich wäre die alte Rebellin unter diesen erbitterten Kämpfen zusammengebrochen oder verrückt geworden, hätte sie nicht gleich allen anderen im Lande die Winkelwege entdeut und eifrig frequentiert, auf denen die Obrigkeit selber wie ein genasführter Dummkopf als Schuttpatron der lichtscheuen Umtriebe stand, deren Opfer sie wurde. Da aber die Romana eine sonderliche Beliebtheit genoss, so mußte sie jederzeit der Angeberei gewärtig und doppelt auf der Hut sein. Namentlich ihre unmittelbaren Nachbarn waren scharf auf dem Posten und hätten ihr um so lieber was angetan, als sie sich dabei auf Rechtschaffenheit und Gemeinwohl berufen konnten. Mit denen lag sie seit Jahr und Tag in giftigem Hader, bald wegen einer verlaufenen Henne, bald wegen eines vermurten Stücks Vieh, durch das die Gemeindegrenze ging; bald war beim Mähen eine Stichelei gefallen, bald hatten sie eine Sommerpartei weggeschnappt; der geringste Anlaß genügte, um die Romana mit toden der Hut zu erfüllen.

Eines Abends, während das Vieh friedlich am Brunnen saß, fing sie plötzlich, am Zaun stehend, gegen den anderen Hof hinüber zu schreien an, niemand

wußte den Grund, vielleicht hatte sie sich in ihrem rachsüchtigen Sinn einer längst ausgetragenen, schon halb vergessenen Unbill erinnert, da fing sie an zu schreien wie eine Besessene, die Haartirähen flogen ihr um die Waden, die Hände streckte sie aus wie Krallen, und die Landschaft widerstand von ihrem herenhaften Zorn. Drüben jedoch rührte sich nichts. Sie waren alle noch auf dem Feld. Keiner hörte sie, und statt daß sie dies zum Schweigen gebracht hätte, steigerte es nur ihre geisternde Wildheit.

Es war, als wende sie sich an die Bäume, die Wolken, den aufgehenden Mond und das laufende Vieh, und wie sie so in der Dämmerung wider einen unsichtbaren Gegner tobte, sah sie aus wie eine Megäre, die dem gesamten Menschengeschlecht ewigen Haß ankündigt. Eine Ungeheuer, dunkel und hager, vom Menschen nichts wissend, von sich selber nichts, was müssen diese Leiden mit ihrem brunnentiefen Haß in der Brust; aber auch den Haß leiden sie nicht wissend, sondern wie ein Stein seine Schwere leidet.

Gerade zu jener Zeit bewohnte ein Schriftsteller das Sommerhaus der Romana. Er war ein Mann von ungefähr 40 Jahren und hatte eine Frau und zwei Kinder. Dieser war, ohne es zu ahnen, die Ursache, daß die Romana in eine immer wiederkehrende starre Nachdenklichkeit verfiel und in ihrem

Innern aufs Sonderbarste mit ihrem Weltbegriff uneins wurde. Manchmal hielt sie mitten in der Feldarbeit inne, stützte sich auf den Rechen, sah finster vor sich hin, schüttelte den Kopf, und ein dumpfes Staunen wühlte in ihren Zügen. Wenn sie mit Leuten redete, lenkte sie das Gespräch vorsichtig auf ihn, stellte gewisse mißtrauische und spöttische Fragen, aber was sie erfahren wollte, erfuhr sie nicht. Wenn sie Gelegenheit hatte, sich mit ihm selber zu unterhalten, war die nämliche Mischung von Argwohn und Neugier in ihrer Miene, oder etwas viel stärkeres als Neugier, ein brennendes Gelüst, eine qualende Unruhe.

Sie wußte, daß er ein Schriftsteller war. Darunter konnte sie sich nichts vorstellen und niemand konnte es ihr recht erklären. Sie wußte auch, daß er von der Schriftstellerei lebte, und zwar ziemlich behaglich, in augenscheinlichem Wohlstand. Das mußte sie hinnehmen und glauben, obschon es schwer zu glauben war. Unser eins muß der tagen Erde jeden Bissen Brot abringen in schwerer Mühsal, aufgestellt muß man sein gegen den Blitz und das Viehsterben, das Wasser und das Feuer, Sonnenglut und frühen Frost, hart auf hart liegen die Wochen und die Jahre, die Natur ist wie ein bissiger Hund, läßt nichts los ohne Schmeichelei, hast du dich von Kindesbeinen bis zum Greisenanfang mit ihr blutig geradert, so kannst du dich auf den Strohsack legen und verrecken. Und da ist einer, der macht's mit der Schreibfeder und dem Papier, sitzt und fröhelt das Papier voll, wird dafür bezahlt, führt ein Faulenzersleben von der Kriechel, denn das kann man doch nicht arbeiten heißen, was er macht, am Vormittag zwei Stunden hocken, am Abend zwei Stunden hocken, den übrigen Tag herumstehen, herumliegen, in die Luft glohen und zuschauen, wie die anderen Menschen ähnen und schweigen; wenn das Arbeit wäre, was wär denn dann was sie tut? Was bringt er denn hervor? was nützt er? was haben sie davon, die ihn bezahlen? warum ist er höher geachtet als der Gemeindegeldschreiber? warum bekommt er für die Schreiberei Geld, viel Geld, wie es den Anschein hat, und der Gemeindegeldschreiber oder der Bartel Grill, der schon an 30 Jahre beim Gericht angestellt ist und ebenfalls mit Feder und Papier hantiert, sind arme Teufel, gebührenderweise, da sie ja nichts Wirkliches schaffen, nichts was den Erdboden betrifft?

Es muß da ein heimlicher Betrug walten, das ist die Ansicht, zu der die Romana nach langem Grübeln gelangt, eine schwindelhafte Verabredung der Stadtleute zum Nachteil der Bauernschaft und des dummen Volkes, ähnlich wie bei der Steuer und den Abgaben, anders läßt sich die Sache nicht verstehen. Soviel Einleuchtendes dieser Schluß auch hat, er gibt ihr noch keine Beruhigung, es ist da etwas im Spiel, das ihre Sicherheit bedroht, wie wenn sich ein Dieb ins Haus geschlichen hätte. Sie versteckte sich hinter die Ehefrau des Schriftstellers und begann sie mit der schlauesten Vorsicht, die ihr zu Gebote stand, mit der zudringlichsten Freundschaft, deren sie sich im Verkehr mit den Städtern zu bedienen pflegte, und die ein Ausfluß hochmütiger, aber feiger Verachtung war, wieder und wieder auszuforschen.

Schluss folgt in nächster Nummer.



Radierung von Otto Quast

Barveria-Verlag

Bauern Spottpreise für das Vieh zahlte, sie war entschlossen, sich zur Wehr zu setzen. Als der Gendarm kam, sperrte sie den Stall zu, stellte sich, die Arme über dem vorgewölbten Leib gekreuzt, breitbeinig vor die Tür und sagte mit wulstigem Gesicht, eher wollte sie sich von ihm erschießen als bei lebendigem Leibe ausrauben lassen. Der Mann war besonnen genug, auf Gewalt zu verzichten, er holte den Bürgermeister und ein paar benachbarte Bauern, allesamt reboten sie eifrig auf die Romana ein, stellten ihr die Notwendigkeit vor wie auch die ersten Folgen ihres Widerstandes, und es dauerte zweieinhalb Stunden, bis sie sich schweigend fügte; aber kein Mensch hatte sie je so gesehen; erschreckend loderten die Augen in dem fahlweißen Gesicht, der ganze Kopf zitterte, schließlich taumelte sie wie betrunken ins Haus.

Solche Zwischenfälle ereigneten sich dann öfter, der Staat verlangte nicht bloß Ochsen und Kühe, sondern auch Kartoffeln und Korn, Milch und Butter, schließlich sogar das Kupfergeschloß. Dieses allerdings war von der Romana, die davon Wind bekommen hatte, zuvor an einen unauffindbaren Ort gebracht worden. Es war nicht viel, ein Kessel und drei Töpfe, aber auch wenn es bloß ein Nagel gewesen wäre, eher hätte sie ihn verschluckt, als ihn freiwillig einer unverständlichen, aus linn-

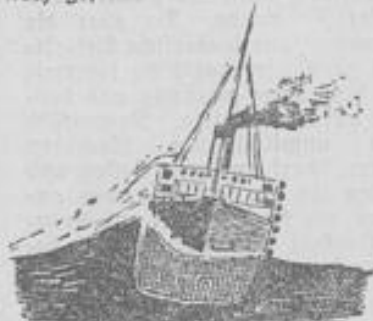


Sonntag der Jugend

Schiffe auf hoher See

Heute will ich euch einmal erzählen, welche Gefahren das Meer für die Schiffe, die auf ihm fahren, in sich birgt. Gewiß habt ihr schon oft in Reisebildungen davon gelesen, daß während eines Sturmes alle Passagiere die Decks räumen mußten, weil die hochgehenden Spritzer sonst die Menschen mitgerissen hätten. Da seid ihr nun erstaunt und denkt: die modernen Dampfer sind doch derart groß und hoch! Wie kann denn eine Welle überhaupt bis auf das Deck gelangen? Die Erklärung ist nicht ganz einfach. Ein großer, moderner Passagierdampfer oder ein mächtiges Frachtschiff ist zweifellos ein riesiger Koloss, eine Stadt auf dem Meer. Bedenkt aber einmal, wieviel ein solches Schiff wiegt! Wie schwer es sein muß, wenn alle Maschinen

ungefähr 50 Meter, so liegt der große Dampfer, der eine Länge von 200 Metern hat, gleichzeitig auf vier Wellenbergen, kann also durch die Wogen, allerdings nur, wenn sie von hinten oder in Fahrtrichtung kommen, weder gehoben, noch gesenkt werden. Das kleine



Der große Dampfer bietet den Wellen größeren Widerstand.



Das kleine Schiff wird von den Wellen beiseite gedrückt.

eingebaut, Fracht und Vorräte und schließlich auch Menschen in das Schiff gebracht wurden. Wenn es nun auf hoher See von Wellen, die senkrecht zur Fahrtrichtung auf die Schiffswände aufrallen, getroffen wird, so bietet es dem Wasser einen weitaus größeren Widerstand als ein kleinerer Dampfer. Es liegt schwerer im Wasser, die Wellen schieben es nur wenig vor sich her (siehe auch unsere Abbildung) und so spritzen die mächtigen Wogen dann turmhoch an den Wänden hinauf, um das Deck mit ihrem sprühenden, leuchtenden Gift zu überschießen. Das ist die Erklärung.

Weshalb fährt aber ein großer Ozeandampfer ruhiger bei Sturm als ein kleines Schiff? Wenn ihr euch unserer letzte Abbildung anseht, werdet ihr vielleicht selbst die Erklärung finden. Ihr alle wißt, daß Wellen aus Wellenbergen und Wellentälern bestehen. Rechnen wir bei einem Sturm auf dem Atlantik die Entfernung von einem Wellenberg zum nächsten

Schiff aber, das vielleicht nur eine Länge von 40 Metern hat, wird von jeder der riesigen Wogen gehoben, um dann ins Wellental hinabzugleiten. Für ein kleines Schiff ist eine solche Situation schon sehr bedenklich, denn es geschieht oft, daß die Wellen einander derart schnell folgen, bis die Schiffschraube teilweise aus dem Wasser herausragt und plötzlich abbrechen kann. Aber auch unsere größten Schiffe sind gegen die Gewalt des Sturmes nicht gesichert, denn man hat kürzlich im Atlantischen Ozean Wellen von 400 Meter Länge gemessen! Bei einem solchen gewaltigen, kaum vorstellbaren Sturm kann es also

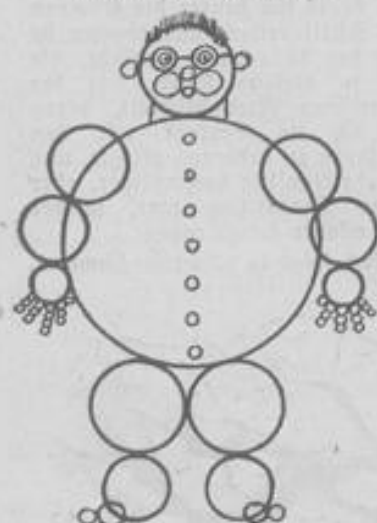


leicht geschehen, daß der riesigste Passagierdampfer in dieselbe Lage kommt, wie ein kleines Frachtschiff. In solchen Fällen bleibt dann dem Kapitän nichts anderes übrig, als die Maschinen stillstellen und zu lassen, um nicht zu riskieren, daß die Schraube und das Steuer durch den Wogenanprall zerbrochen werden. Denn ohne Steuer und Schraube ist auch das modernste Schiff wehrlos den Naturgewalten preisgegeben!



Der große Dampfer liegt gleichzeitig auf mehreren Wellenbergen. Das kleine Schiff jedoch nur auf einer Welle.

Wie sich Fritzchen einen Kreisarzt vorstellt



Büßt ihr schon...

daß — die alten Ägypter bereits Hühnerfarmen hatten?

daß es Bienen gibt, die keinen Stachel besitzen? In Australien

leben Bienen, die bedeutend kleiner als die europäischen sind und merkwürdigerweise keinen Stachel besitzen. Der Honig, den man von ihnen erntet, ist unserem aber gleichwertig.

daß der Walfisch kein Fisch, sondern ein Säugetier ist? Er bringt seine Jungen lebendig zur Welt. Vom Augenblick der Geburt an können die kleinen Wale vorzüglich schwimmen, halten sich aber dicht bei der Mutter, um sich einige Wochen lang füttern zu lassen.

daß sich die Küsten Amerikas langsam, aber stetig heben, und zwar im selben Verhältnis wie sich die Küste Irlands und Neuseelands senkt?

Gedankenriesen

Acht Geldstücke werden, wie es unsere Abbildung zeigt, auf eine Figur gelegt. Daraufhin bemerkt der Zauberer, daß er jetzt hinausgehen werde. Einer der im Zimmer Zurückgebliebenen soll eines der Geldstücke berühren, und er,

der Zauberer, werde dann, wenn er zurückgekommen ist, sagen, welche der Münzen berührt worden sei.



Das ist in Wirklichkeit natürlich unmöglich. Der Zauberer braucht, um das richtige Ergebnis zu finden, schon einen Helfer. Der bleibt mit den anderen im Zimmer zurück. Wenn zum Beispiel Münze



FEBRUAR

Wenn wir uns jetzt einen Tag von aller Arbeit entlasten und ins Freie fahren, können wir vielleicht schon den ersten Frühlingsschoten, die Feldlerche, erblicken. Laut trillernd und zwitschernd schraubt sie sich in engen Spiralen hoch in die Lüfte, um sich dann plötzlich wie ein Stein herabfallen zu lassen, zum Weibchen, das unterdes auf der Erde der Nahrungssuche nachgegangen ist. Ihrem Namen nach ist die Feldlerche ein richtiger Adersogel. Stets findet man sie auf bebauten Flächen, niemals im Walde. Das Nest befindet sich ebenfalls am Boden und die über und über befruchteten Eier sind nur schwer zu entdecken.

Natürlich gibt es auch im Walde Lerchen, diese aber gehören einer ganz anderen Art an. Es sind die sogenannten Heidekerchen, kleiner und zierlicher gestaltet. Beim Laufen sträuben sie die Kopffedern gern zu einer kleinen Tasse auf. Die Heidekerche singt mit Vorliebe in der Abenddämmerung; ihr Gesang hat aber nicht das jubelnde Trillern der Feldlerche, sondern klingt mehr dübelnd, melancholischer, doch die Stimme ist so wundervoll klar und silberrein, daß der Gesang zu den schönsten Vogelgesängen überhaupt zählen darf.

Auf den höchsten Bäumen an Straßen und Wegen im Walde sitzen schon vereinzelt Stare, die aus der Winterherberge heimgekehrt sind. Der schwarze Gefelle ist einer der lustigsten und possierlichsten Vögel, die unsere Heimat aufzuweisen hat. Abends kommen die Männchen gern auf hohen Bäumen der Umgebung zusammen, um hier gesellige Konzerte zu geben. Beim Singen tun sie furchtbar aufgeregt, verdröhnen den Kopf nach allen Richtungen und schlagen wild mit den Flügeln. Meistens bleiben auch vereinzelt Stare den Winter über bei uns, um in den von Menschen ausgehängten Nistkästen die kalte Jahreszeit zu überstehen.

In den Gärten proben jetzt auch schon vereinzelt Buchfinken ihr Lied. Unter den mannigfaltigen Vögeln Deutschlands ist er einer der gewöhnlichsten, aber

Nummer 1 berührt wurde, fährt sich der Helfer, wenn der Zauberer wieder ins Zimmer tritt, unauffällig über das Haar. Wurde das Geldstück Nummer 5 berührt, stößt er das Kinn in die Hand usw. Selbstverständlich muß der Helfer, damit das „Zaubertrick“ gelingen soll, seine Bewegungen so unauffällig wie möglich machen.

Die einfache Briefwaage

Man kann sie leicht auf folgende Art herstellen: Ein mittelstarker, runder Holzstab wird an einem Ende mit einem Stückchen Blei beschwert, damit er, wenn man ihn ins Wasser taucht, senkrecht schwimmt. Darauf befestigt man auf seiner oberen Fläche ein viereckiges Stück Pappe und „eicht“ nun die Waage. Zuerst legt man ein Fünf-Gramm-Stück auf den Karton und markiert, wie weit nun der Stab ins Wasser getaucht ist. Diesen Vorgang wiederholt man, nur mit anderen

Gewichten, am besten in Reihenfolge bis zu 25 oder 30 Gramm. Die Stelle des Holzstabes, die an der Wasseroberfläche liegt, wenn der Holzstab unbelastet ist, bezeichnet man mit Null. Wenn wir die Briefwaage, die man selbstverständlich auch zu anderen Zwecken benutzen kann, gebrauchen wollen, legen wir sie nur in ein beliebiges Gefäß, das mit Wasser angefüllt wurde, beschweren sie mit dem zu wiegenden



Gegenstand und haben schon das genaue Gewicht festgestellt! Eine einfachere Briefwaage werdet ihr wohl kaum kennen!

stand langsam zurück, denn mehr und mehr Wiesen und Wälder werden entwässert, wodurch den Enten ihr Lebenselement genommen wird. Die hier haben es jedenfalls noch gut. Unser Förster weiß, was der kleine Bach bedeutet und läßt ihnen deshalb flug das wenig Wasser. In sie doch niemanden etwas zu leiden.

Auf dem Heimweg kommen wir wieder am Ader vorbei. Bald ist es Mittag. Die fette Erde riecht schwer und feucht, und der Frühling wird bald Einzug halten. Da wird der Wald lebendiger sein, und ein Spaziergang über das grüne, weiche Moos interessanter werden.

vom Schwarzrock

Einen alten Schwarzrockdecken Soll man reizen nicht und necken. Einen trotzig grimmigen Bassen Soll man hübsch in Ruhe lassen; Etnem Stück, das angeschweift, Nahe niemals dich zu dreist; Vorsicht ist dabei vonnöten, Sonst geh'n Hos' und Stiefel flöten.

Das ist wahrlich ein Spruch, der beherzigt zu werden verdient. Wie viele Sonntagjäger werden stehen unter „Jagd“ nur die Fährte auf Rotwild. Aber Jagd auf Schweine? Wenn die Rede darauf kommt, rumpfen die Herren die Nase. Für sie gibt es nur eine Entschuldigung: Sie kennen nicht das pridelnde Gefühl, das auch den alten, erfahrenen Jäger beschleicht, wenn er, namentlich des Nachts, zusammengelauret und windabwärts auf einen mächtigen Keiler, womöglich einen alten Einzelgänger, lauert.

Die Jagd auf Schwarzwild erfordert eine besonders ruhige Hand. Die grauschwarze Decke verbirgt den mächtigen Keiler selbst gut im Unterholz des Waldes, und so kommt er oft erst im letzten Augenblick zu Schuß. Ein angeschossener Keiler aber ist ein nicht zu verachtender Feind. Mit seinem messerscharfen, weit aus dem Maule ragenden Geweihe reißt er mit blitzschnellem Grade einem Hunde leicht Eingeweide und Brust heraus. Auch der Jäger ist, trotz hoher, dicker Jagdstiefel, nicht vor ihm gesichert. Eine Wunde aber ist gerade in einem solchen Falle sehr gefährlich, weil der eindringende Schmutz Schwarzwild gehört nicht gerade zu den salonfähigsten Tieren. Leicht Entzündungen und Vergiftungen zur Folge haben können. Also Vorsicht bei solchen Jagden!

